

sie auch Darstellungen jener therapeutischen Lehrrichtungen aufgenommen haben, deren sachlicher Beitrag zur modernen Psychotherapie oft genug übersehen wird; so über die „Aktive Psychoanalyse“ Stekels (E. A. Gutheil, New York), die „Psycho-katharsis“ J. Breuers (v. Gebssattel) und die „Kontaktpsychologie“ E. Speers (B. Kihn, Erlangen; E. Speer).

Den geistigen Angelpunkt des Gesamtwerkes bilden v. Gebssattels Gedanken zu einer anthropologischen Psychotherapie (531—567). In der Besinnung auf den „Doppelaspekt des Menschen“ will er die sich polar entgegenstehenden Auffassungen seiner beiden Mitherausgeber (die „bionome“ Psychotherapie von J. H. Schultz und Frankls „Logotherapie“) zusammenführen, indem er aufzuweisen versucht, daß sie „nur durch die vordergründige Akzentverteilung divergieren“ (537).

Die drei klassischen Systeme der analytischen Psychotherapie finden in G. Bally, Zürich (Die Psychoanalyse S. Freuds), Alexandra Adler, New York (Individualpsychologie — Adler) und G. R. Heyer (Komplexe Psychologie — Jung) berufene Darsteller. Besonders Bally bietet eine wohldosierte Mischung von sachkundigem Referat und unpolemischer Kritik.

Zu den Glanzstücken des Bandes zählt die Arbeit von B. Stokvis, Leiden, über Psychosomatik (435—506). Sie wirkt wie eine rettende Insel in der Flut der Pro und Contra, der Experimente und poetischen Ergüsse auf diesem Gebiet. Der Autor bringt klare Begriffe in das leidige Chaos und beweist, daß man selbst von der Geistigkeit des Menschen reden kann, ohne in Ekstase zu geraten. Die philosophische Begründung ist sauber, obgleich uns der Verf. in seiner Kritik der Anwendung über das Ziel zu schließen scheint: Wenn man die „Monokausalität“ für psychosomatische Erkrankungen ablehnt, braucht man deswegen noch nicht auf den Begriff der „causa“ überhaupt zu verzichten (443f.); dieser ist durch den Begriff der „conditio“ nicht schlechthin zu ersetzen. Eine Literaturübersicht mit 557 Titeln beschließt diesen hervorragenden Beitrag.

P. R. Hofstätter behandelt die amerikanischen Tochterschulen der Psychoanalyse (507—530) in blendender Manier. Seine Kritik am Subjektivismus der „non-directive therapy“ von C. R. Rogers (523ff.) mahnt zur Überlegung angesichts der Tatsache, daß in neuerer Zeit katholische Psychologen in den USA versuchten, diese Methode für die Seelsorge fruchtbar zu machen.

Außerdem finden sich in diesem Band noch Beiträge über die „Neopsychoanalyse“ Schultz-Henckes (W. Schwidder), über die Lehre F. Kühnkels (L. Saatmann), die Szondi'sche Schicksalsanalyse (A. Friedemann), über Psychosynthese-Psychagogik

(A. Maeder), über die personalistische Tiefenpsychologie I. A. Carusos (E. Frühmann), die Daseinsanalyse (U. Sonnemann), die personalistische Orientierung in der Psychotherapie (E. A. D. E. Carp) und drei Arbeiten über Frankls Existenzanalyse und Logotherapie.

F. Schönberger

Romane

Marshall, Bruce: Der rote Hut. Roman. (250 S.) Köln 1960, Hegner. DM 15,80.

Ahnlich wie Robinson in seinem Kardinal erzählt Marshall die Lebensgeschichte eines schottischen Konvertiten unserer Tage. Er beginnt mit seiner Priesterweihe und verfolgt seinen Aufstieg ins Pfarramt, zur Würde des Weihbischofs, dann des Erzbischofs, dem schließlich der rote Kardinalshut verliehen wird. Doch ist das nur der äußere, fast schattenhafte Rahmen. Eigentliches Thema ist die Kirche, wie sie in Wirklichkeit ist, voll von Versagern, von Mitleidigkeiten, von Außerlichkeiten, gedankenlosen Gewohnheiten usw. Daher ist der Glaube so schwach, sind die Christen so wenig erbaulich, ist der Einfluß der Offenbarung auf die Welt so erschütternd gering. Aber sie ist dennoch die Kirche Christi, der Hort der Wahrheit, die Vermittlerin der Gnade und des Heiles. Das Wichtigste und Tröstlichste auf dieser Erde ist die Hoffnung. Marshall weiß mit unerschöpflicher Fülle sein Thema durchzuführen. Es fehlt auch nicht an Banalitäten; aber sie sind an ihrer Stelle ebenso charakteristisch wie die glänzenden Einfälle, die dem Buch das Gepräge geben. Zuweilen hat man das Gefühl, als ob Marshall hier des Guten zu viel täte. Dennoch gehen von diesem so realistischen Buch ungemein viel Trost und eine ernste Mahnung aus.

H. Becher SJ

Schaper, Edzard: Der vierte König. Roman. (261 Seiten) Köln 1961, Hegner. DM 15,80.

Nach den letzten Büchern Schapers, die eine Ermüdung und ein Sich-mit-geringen-zufriedengeben zu verraten schienen, zeigt dieser Roman wieder die alte Kunst und Darstellungskraft. Der vierte König war ein Russe, der auch den Stern der Geburt Christi sah, sich allein aufmachte mit seinen Gaben, die drei anderen Könige traf, aber nicht mit ihnen Schritt halten konnte, weil er sich angetrieben fühlte, den ihm begegnenden Armen und Notleidenden zu helfen. Er läßt sich sogar für Jahre an eine Galeere schmieden. Nach 30 Jahren erst erreicht er Jerusalem, arm und ohne Gaben. Er sieht den gekreuzigten Erlöser und kann ihm nur sein Herz schenken. Dann kehrt er wieder in seine Heimat zurück, Symbol des russischen Volkes, das leiden muß in der Nachfolge des Herrn. Wir tref-

fen den vierten König in einem einsamen russischen Kloster, wo er „immer da war“. Dieses Kloster wird während des Krieges von deutschen Soldaten besetzt. Im Regiment ist ein „Sonderführer“, Sohn einer emigrierten Fürstenfamilie, dessen Vater im Kampf gegen die Bolschewiken fiel und dem der Abt des Klosters im Tod beigestanden hat. Dieses Zusammentreffen erregt die noch vom alten Ehrbegriff lebenden Offiziere, besonders, als sie das Kloster der Zivilverwaltung — gleich SS — freigeben müssen. Das Kloster wird evakuiert. Der vierte König verschwindet in rätselhafter Nacht, der junge russische Fürst wird von Partisanen erschossen. — Auch diese Einkleidung der Kerngeschichte ist meisterhaft erzählt und dringt in die Tiefen des nur durch Gott und in Gott zu lösenden Geschickes der jüngsten Vergangenheit des deutschen und russischen Volkes.

H. Becher SJ

Andersch, Alfred: Die Rote. Roman. (296 Seiten) Olten 1960, Walter. DM 14,80. Die Rote, eine sprachkundige Sekretärin, ist verheiratet und unterhält zugleich ein Verhältnis mit dem Chef ihres Mannes, eines Auslandsvertreters. In einem Anfall von Überdruß verläßt sie ihren Mann in Mailand und kommt, ohne Gepäck, nach Venedig. Hier lernt sie einen reichen Iren kennen, der mit seiner Jacht unterwegs ist und in der Lagunenstadt einen Gestapomann findet, der ihn, einen abgeschossenen Fliegerleutnant, nicht zum Tod verurteilt, sondern als Spitzel in ein Gefangenengelager geschickt hat. Sie dient dem Iren als Lockvogel, daß er den ehemaligen Gestapomann auf sein Schiff bekommt, wo er ihn vergiftet. Ihr dritter Bekannter ist ein ehemaliger Kommunist, Spanienkämpfer und Partisan, jetzt Theatermusiker. Sie wird seine Geliebte, in seiner Familie untergebracht und arbeitet in einer Seifenfabrik.

Andersch kann hervorragend schreiben, kennt sich aus in den gängigen Stilmitteln und weiß seinen Roman aufzubauen. Die inneren Monologe läßt er in Kursiv drucken. Dennoch gelten ihm die Formkünste mehr in ihrer materialen Ausdrucks Kraft, als daß sie wie selbstverständlich aus dem Gehalt und mit ihm herauswüchsen. Das fällt schon bei der Motivtechnik und dem leichten Ausweg einer unmittelbaren Aussage, dem inneren Monolog auf. Am meisten stößt der Schlussabschnitt eines jeden Kapitels auf, das er in der Weise des berühmten Schlußkapitels des Joyceschen Ulysses formt: assoziativ aneinander gereihte Worte und Halbsätze. So etwas macht man einmal; in der Wiederholung ist es schlechte Manier. Der Leser muß sich auch hier damit abfinden, daß denen, die sich Dichter nennen, nichts anderes zur Bekundung ihres

Realismus einfällt, als die Intimitäten und Perversitäten des Geschlechtslebens auszubreiten. Vorzüglich ist es Andersch gelungen, die Episode (Erzählung des Offenzers) als Charakterisierung der venetianischen Verhältnisse und den Besuch des italienischen Staatspräsidenten Gronchi dazu zu verwenden, das heutige Staatsleben als Abklatsch der verworrenen und innerlich verfaulten Eheverhältnisses dazustellen. Wenn der ehemalige Weltkriegssoldat und das Werkzeug hitlerischer Menschenzerstörung auftreten, ist dies schon etwas sehr Zufälliges und gewaltsam dem Roman beigefügtes Arrangement, das man nicht Kunstnennen sollte. Musik und Literatur, wechselseitig erhellt, gehören auch in den Bereich moderner Belesenheit und eines gewollten Könnens. Am meisten offenbart die Darstellung der Liebesbeziehungen die Schwäche des Romans. Im ganzen bleibt er hier bei der Diagnose. Die Überzeugung von einer tief der Menschennatur eingewurzelten Ordnung fehlt oder wird nicht sichtbar. Daß „die Rote“ als Seifensiederin wirklich ein neues und besseres Leben beginnen und finden wird, glaubt man dem Verf. nicht, ja man ist überzeugt, daß er es selbst am wenigsten glauben wird, sondern daß er nur einen billigen Abschluß sucht. So verrät der Roman wohl die Begabung des Verf.s, aber noch mehr seine künstlerische und menschliche Hilflosigkeit. Er sollte z.B. Dürenmatts „Panne“ lesen, um den Unterschied großer und mittelmäßiger Epik zu spüren.

H. Becher SJ

Tumler, Franz: Der Mantel. Erzählung. (237 Seiten) Frankfurt 1959, Suhrkamp. DM 12,80.

Herr Huemer ist ein unsicherer Mensch, der sich in seinen Entschlüsse von andern bestimmen läßt, darum, voller Angst ob seiner Unschlüssigkeit, auch keine rechte Verbindung mit dem Mitmenschen findet. So läßt er sich in der Erzählung zum Kauf eines Mantels bewegen, den er in die Hand einer Mitreisenden gibt und dann, da er ihn beim Aussteigen vergißt, suchen muß. Die Mitreisende erweist sich als Diebin; er begegnet ihr, hat keinen rechten Mut, ihn zurückzuverlangen und schenkt ihr dann, in aufrichtiger Freiheit. Denn er hat im Lauf dieses äußeren Geschehens seine Charakterschwäche eingesehen und rechnet nun mit ihr, was ihn ganz von der Furcht befreit, nicht als voller Mensch zu erscheinen. Ein merkwürdiger Fall, aber ausgezeichnet erzählt. Eine gewisse Unbestimmtheit, Umständlichkeit und Zaghaftigkeit der sprachlichen Form machen aus dem Ganzen ein kleines Kunstwerk, dem auch der Vorzug anhaftet, daß einmal ein neuer Stoff von einem Gegenwartsdichter behandelt wird.

H. Becher SJ